

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 29. März 1823.

38

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die goldne Zeit.

Die goldne Zeit, mein Freund, sagte die Prinzessin zu Tasso,
womit der Dichter uns

Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist.

Sehr richtig bemerkt sie kurz vorher: es strebe das Gemüth
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In seinem Innern wieder herzustellen,
So wenig der Versuch gelingen mag.

Es ist nicht uninteressant, einige Augenblicke bey diesem Bestreben, und dem Ursprung einer Dichtung zu verweilen, die so leicht die Theilnahme gewinnt, und in eine sprüchwörtliche Redensart übergegangen ist.

Wir finden sie zuerst im Hesiod, dem ältesten Dichter nach dem Homer, der uns übrig geblieben ist. Die bestimmte Hinweisung auf die Zeiten Saturns, und die Einschlebung eines gerechten Heldengeschlechtes zwischen das eiserne und eiserne Weltalter, deuten auf eine, zu den Zeiten des Dichters bereits vollkommen ausgebildete, zum Theil aus entstellten historischen Erinnerungen hervorgegangene Sage.

Das goldene Geschlecht der Menschen,
sagt Hesiod,

war

Das erste, das die himmlischen Bewohner
Der Götterburg auf Erden wohnen ließen,
Zu Kronos Zeit, da der noch waltete.
Wie Götter lebten da die Menschen, kummerlos
Und sorgenlos, und ohne Weh und Leid,
An Händen und an Füßen frisch und fröhlich.
Kein düstres Alter übergang sie da;
Sie starben wie vom Schlummer hingenommen,
Und alles Gute hatten sie. Die Erde,

Die Lebensmutter, reichte ungebeten
Die Hüll' und Fülle. Jeder konnte ruhig
Mit guten Leuten seines Wesens pflegen *).

Unverminderte Jugendkraft, und kummerloses Einsammeln der Gaben, welche die Erde, ohne von Schweiß befruchtet zu seyn, dem Menschen ungebeten in reicher Fülle darbietet, sind die beyden hervorstechendsten Züge in diesem Gemälde; und nichts ist natürlicher, als daß sie diese Stelle einnehmen. Das physische Übel ist das erste, welches der Mensch kennen lernt, das erste, von welchem er zu leiden hat; es ist das auffallendste, wie das mannigfaltigste und unvermeidlichste. Bald erfährt er auch, wie mühselig das Erwerben, wie unsicher der Besitz sey, und wie schnell die rasche Jugendkraft sich verzehre, die jedes Beschwerliche leicht zu überwinden, und jeden Verlust leicht zu ersetzen vermag.

Neben der Anmuth eines ewigen Frühlings, und dem freywillig strömenden Born des Übersusses tritt in *Ovid's* Gemälde der goldnen Zeit ein anderer Zug hervor. Das Freyseyn von den Übeln, welche aus der bürgerlichen Verbindung der Menschen entstehen. Diese Idee ist der Faden, an welchen alle Züge in seiner Beschreibung der vier Weltalter angereiht sind. Mit dem Zusammentreten der Menschen in einen bürgerlichen Verein beginnt ihre sittliche Verschlimmerung. Habsucht und Arglist erwachen, und mit ihnen verwegne Raubsucht und Gewaltthätigkeit. Bald genug muß es nämlich der Mensch gewahr werden, daß eine solche Vereinigung, wie sie ihm auf der einen Seite die wichtigsten Vortheile gewährte, auf der andern Seite neue Leidenschaften erzeugte, und neue Übel gebär, die ihm im Naturzustande fremd gewesen wären. Wo er dann etwa ein kleines Hirtenvolk erblickte, das jenem Naturzustande treuer geblieben war, so ließ er diesem eine ideale Glückseligkeit, und übertrug die Vorstellung davon auf ein ganzes früheres Weltalter, unbekannt mit allen Veranlassungen zu jenen Leidenschaften, die, wie er einsah, größten Theils das Elend des seinigen erzeugten.

Aber auch ohne Rückblick auf die Übel, welche aus den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen hervorgehen, erzeugt sich in dem dichterisch gestimmten Gemüthe die Sehnsucht nach freyer Äußerung und harmloser Befriedigung schuldloser Neigungen, die es durch jene Verhältnisse mannigfaltig beschränkt fühlt; diese Beschränkung selbst nur um so unwilliger ertragend, je reizender es das Bild solcher Neigungen mit dichterischer Reinheit aufgefaßt hat.

Diese schöne Sehnsucht lebt in *Tasso's* Beschreibung der goldnen Zeit; und in dem bezeichneten Sinne durfte er seinem Gemälde schuldloser Unbefangenheit das Siegel ausdrücken: Erlaubt ist, was gefällt.

O schönes goldnes Alter!
Singt der Chor in seinem *Aminä* **),
Nicht golden, weil von Milch die Bäche flossen,
Und Honig von den Büschen troff;

*) Nach *Bouterweks* Bearbeitung. Wer die Beschreibung aller fünf Weltalter nachlesen will, wird seinen Entschluß gewiß nicht bereuen, da sie zu den schönsten Überresten des Alterthums gehört.

**) *Atto primo.*

Nicht weil vom Pfluge unberührt
 Die Erde ihre Früchte gab,
 Und ohne Zorn und Gift die Schlangen irrten;
 Noch weil im heitern Lichtglanz stets
 Der frische Frühling lächelte;
 Und keine Fichte Krieg und Waaren noch
 An fremde Ufer trug:
 Nein, darum nur, weil jener eitle
 Bedeutungslose Name, das Idol
 Des Irrthums und Betrugs, das später Ehre
 Der sinnenlose Pöbel nannte,
 Und zum Tyrannen der Natur gemacht,
 Sein Gift noch nicht in heitre, süße Scherze
 Verliebter Scharen mischte; noch sein hart' Gesetz
 Die freygewohnten Herzen drückte,
 Und einzig nur das goldene
 Beglückende Gesetz, das die Natur

Uns eingrub, galt: Erlaubt ist was gefällt.

Eine schlimmere Zeit dient überall dem Bilde einer besseren zur Unterlage. Die eiserne Zeit hat der goldnen ihre Entstehung gegeben. Am stärksten tritt dieses in Hesiods Gemälde hervor. So reizende Farben Tasso auch mischen, so leicht auch Ovid den Pinsel führen mag, keiner ergreift unser Gemüth, wie der Grieche. Es ist die Stimme eines begeisterten Sehers, die wir vernehmen, der tief gekränkt durch die sittliche Entartung des Geschlechtes, mit dem er lebt, ihm drohend verkündet: daß es ein noch schlimmeres gebähren, und so sich selbst zerstören werde.

O wär' ich doch,

ruft er aus,

nicht unter das Geschlecht

Der fünften Art gefallen! Lieber früher

Gestorben oder später erst geboren!

Denn jezo lebt das eiserne Geschlecht.

Bei Tag und Nacht ist weder Rast noch Ruhe

Von Müh' und Noth; und schwere Sorgen senden

Die Götter — — — — Und Zeus

Wird dieß Geschlecht der Menschen auch vertilgen,

Wenn graues Haar an ihren Schläfen hängt.

Der Vater wird den Kindern nicht, das Kind

Dem Vater nicht, der Gast dem Gastgenossen,

Der Bruder nicht dem Bruder wie zuvor

Ergeben seyn. Unehre wird das Alter

Der grauen Ältern treffen. Ach! sie werden

Hart angefahren werden von den Argen,

Die nicht mehr achten auf der Götter Wort.

Der Eine wird des Andern Stadt zerstören;

In keiner Gunst wird Eid, Gerechtigkeit

Und guter Wille seyn. Den Frevelmuth

Des fecken Übelthäters wird man ehren;
 Der Schlechte wird den Guten überreihen
 Durch Meineid, schlaue Red' und bösen Trug,
 Und im Tumult des finstern Jammers wird
 Sich Alles in die Wette niederreiben,
 Denn nun sind von der weit betretenen Erde
 Die Göttinnen Gerechtigkeit und Zucht,
 Die schöne Götterbildung, eingehüllt
 In ihre hellen Liliengewande,
 Zu den Unsterblichen zurückgekehrt,
 Und haben uns verlassen. Was geblieben
 Auf Erden ist, ist nur ein früher Wunsch;
 Und Keiner kann des Übels sich erwehren.

M. E n f.

L i t e r a t u r.

Virgils Aeneide. In deutschen Jamben, von Dr. Jos. R ü r n b e r g e r. 4 Bändchen in Taschenformat. Zwickau 1822. — Dem würdigen Verfasser gebührt der Preis, das berühmte lateinische Heldengedicht, mit Befestigung aller pedantischen Steifheit und Schwerfälligkeit, für das geschmackvolle Publicum Deutschlands in gereimten Stenzen verdeutscht zu haben. Was in Desille's poetischer Übersetzung des Virgil für die französische Sprache geleistet ist, das und in gewisser Hinsicht noch mehr leistet die vorliegende Übersetzung für die deutsche Sprache. Der Verfasser ging von der beschränkenden Form des Hexameters ab, und wählte dafür den romantischen Vers, welcher unstreitig den neuern Sprachen am angemessensten ist. Er hatte unsern verewigten Schiller vor Augen, der in seiner Übersetzung des zweyten und vierten Buches der Aeneide eine Vorarbeit hinterließ, welche allerdings verdiente, daß ein, mit hinlänglicher Kraft ausgerüstetes Talent sie fortsetzte, und dem Vorbilde folgend, das Ganze vollendete.

Der Verfasser war zu dieser Arbeit berufen. Überall bekrundet sich in seinen fließenden Stenzen das verdienstliche Streben nach Gefälligkeit, Klarheit und Schönheit des Ausdruckes; und mit der treuen und gleich kräftigen Wiedergebung des Gedankens vereinigt er nicht selten wörtliche Treue in dem Redumfang des Originals. Aber selbst da, wo er, um die Stenzen logisch abzuschließen, in die Nothwendigkeit versetzt ist, die gedrungene Kürze des Originals paraphrasirend der Deutlichkeit aufzuopfern, gewinnt der Leser an poetischem Genuße, indem ihm der Gegenstand näher gerückt, und der Geist des Urgedichtes verlebendigt wird. Es ist nicht zu zweifeln, daß das Verdienst dieser Arbeit anerkannt und von der Großzahl des gebildeten Publicums in ganz Deutschland gewürdigt werden wird.

Der Verfasser, königlich preussischer Postmeister in Sorau, hat dieses Werk seinem Könige gewidmet. Möge das ganze gebildete Publicum Deutschlands hören, was er am Schlusse seiner Zueignung sagt:

„Ein Deutscher wagt dem Römer nachzusingen,
 Laß', Deutscher! Drum nicht ungehört verklingen,
 Was Dichters Hand dem König überreicht.“

Dieses Werk bildet übrigens einen Bestandtheil der bekannten und beliebtesten Taschenbibliothek der ausländischen Classiker in neuen Verdeutschungen, welche zu Zwickau im Verlage der thätigen Gebrüder S c h u h m a n n in einer regelmäßigen und eleganten Ausgabe erscheint.

Zur Probe theilen wir einige Stenzen mit. Aus dem ersten Buche, Vers 130, wo Neptun den Seesturm, den Juno zum Untergange des Aeneas erregt hatte, stift:

„Da endlich bringt bis zu Poseidons tiefem Sitze
Des Ungewitters Wiederklang.

Erzürnt und doch sich gleich, hebt aus der wilden Fluth
Der Gott die ewig heit'ere Stirn empor.
Da stellt sich ihm ein schrecklich Schauspiel vor:
Der Flotte armer Rest; er sieht, mit welcher Wuth
Um ihren Untergang die Elemente kämpfen;
Und ahnend, daß ihm dieß der Schwester List gethan,
Eilt er, der Stürme Zorn zu dämpfen,
Und winkt dem Eurus, und dem Zephyrus zu nah'n.

Ist, redet er sie an, dieß die mir schuld'ge Pflicht?
Wie, ohne mein Gebot, wagt, Wind! ihr euch hervor?
Poseidons Zorn erschreckt euch nicht?
Ihr peitscht die Fluth bis an die Stern' empor? —
Ich sollt' euch! — doch jetzt gilt's, der Wogen Wuth zu stillen,
Ein andermal kommt ihr mir nicht so leicht davon.
Beschleunigt eure Flucht, sagt Tol meinen Willen,
Sagt ihm, es send' euch Kronos Sohn.

Mir und nicht ihm sey das Gebiet der Meere —
Der strenge Dreyjaß sey in meine Hand gegeben,
Es sey der Ort, wo die Regierung ihm gehöre,
Der Fels, wo eure Häuser sich erheben.
Dort mög' er seinen Hofstaat halten.
Er sagt's, und stillt mit Einem Blick
Des Meeres Toben, rüft der Sonne Licht zurück
Und theilt der Wolken drohende Gestalten.

Man vergleiche diese Stanzas mit den Bossischen Hexametern, und man wird keinen Augenblick zweifelhaft seyn, welche von beyden Übersetzungen eine schönere Berdeutschung ist.

Schauspiel.

Im Hoftheater nächst der k. k. Burg wurde den 20. März zum ersten Male gegeben: Die Oper, oder das Quartett im Hause, Lustspiel in zwey Aufzügen, von G. W. Contessa. Vorher wurde gegeben: Raphael, neu in die Scene gesetztes Lustspiel in Alexandrinern und einem Aufzuge, von J. F. Castelli. — Contessa ist den Freunden des Theaters lange schon ein schätzbarer Name. Das Räthsel von ihm zielt jetzt noch das Repertoire, und wird gerne gesehen. Man konnte daher der Erscheinung eines neuen Stückes aus seiner Feder mit guten Hoffnungen entgegen sehen. In diesem neuen Lustspiele, die Oper, oder das Quartett im Hause betitelt, ist zwar die Erfindung nicht ohne poetisches Verdienst; aber die Ausführung und zumalen der Dialog leidet an Weitschweifigkeit, der jedoch abzuhelfen ist, wenn mehrere Wiederholungen weggeschnitten, und der Dialog bis auf ein gewisses Maß verkürzt wird.

Der Inhalt ist folgender: Justizrath Wunder (Herr Cosenoble), welcher ein Musikfreund und selbst ein Dilettant in der musikalischen Composition ist, wünscht in seinem Hause ein stehendes Quartett zu haben. Die zweyte Violine, die ihm bisher fehlte, soll Cäcilie, seiner Schwester Franciska Nichte übernehmen, welche dieses Instrument in dem Institute, wo sie erzogen wurde, zu lernen beauftragt war. Sie soll nun, nach ihrer Rückkehr aus dem Institute, die erste Probe ablegen, und wenn sie besteht, nicht bloß die zweyte Violinspielerinn, sondern sogar die Gemahlinn des Herrn

Justizrathes werden, welcher ein Junggeßell in den Fünfzigerjahren ist. Auch der Commerzienrath Adam (Herr Krüger), ein Junggeßell von ungefähr gleichem Alter und Dilettant in der Poesie, wirft seine Blicke auf die junge lebenswürdige Cäcilie, und geräth darüber in eine heftige Zänkerey mit dem Justizrathe, die in einen lebhaften Streit über den Vorzug der Poesie und Musik ausartet, wobey der Umstand zu bemerken ist, daß der Commerzienrath der Verfasser eines Opernbuches ist, welches der Justizrath in Musik gesetzt, und zur Aufführung in die Residenzstadt geschickt hat. Als der Streit schon so hitzig geworden, daß man befürchten muß, die beyden Dilettanten werden mit handgreiflichen Argumentationen über einander herfallen, kommen Briefe aus der Residenzstadt, welche die Nachricht von der wirklichen Aufführung der erwähnten Oper, und sehr schmeichelhafte Urtheile sowohl über die Musik als den Text derselben enthalten.

Die Freude über diese überraschende Nachricht bahnt den Weg zur friedlichen Ausöhnung der beyden Dilettanten, welche ihre Heirathsprojecte aufgeben, und die junge Cäcilie ihrem begünstigten Liebhaber und großen Künstler auf der Violin, dem Neffen des Justizraths (Herrn Wallbach), überlassen.

Aus dieser Darstellung des Inhaltes ist von selbst einleuchtend, daß dieses Stück wenig Handlung hat. Sowohl der Justiz- als der Commerzienrath haben bloß Heirathsprojecte, mit welchen sie nicht weiter kommen, als daß sie davon mit der Tante des Mädchens reden. Dabey wirkt der Umstand nachtheilig, daß beyde denselben Weg einschlagen, beyde dieselbe Person, nämlich die Tante des Mädchens, zur Vertrauten machen, und ihr ungefähr gleiches sagen. Hierin liegt der Hauptfehler des Stückes, welcher bey minder vortreflichem Spiele die Zuschauer leicht durch eine Umwandlung von langer Weile verstimmen könnte. Am Ende des Stückes regt zwar der Streit der beyden Dilettanten das dramatische Interesse lebhafter an; aber da er zur Entwicklung des Stückes nicht wesentlich beyträgt, und außerdem in die Breite aus einander fließt, so war die Wirkung gleichfalls nicht entscheidend zur günstigen Aufnahme des Ganzen.

Desto beyfälliger wurde das interessante Vorspiel: Raphael, von Castelli aufgenommen, das mit einer vortreflichen Besetzung neu in die Scene gesetzt war. Herr Anschütz gab die Rolle des Fürsten Ghigi; Herr Kettel die des Raphael, und Mad. Anschütz die der Cäcilie. Das Ganze griff höchst effectvoll in einander, und das Publicum bezeigte den Künstlern den wohlverdienten Beyfall.

O p e r.

Obgleich die Gesellschaft der italiänischen Opernsänger, welche in diesen Frühlingsmonaten das Vergnügen der hiesigen Musikliebhaber ausmachen wird, schon seit Ende Februars hier in Wien anlangte, und bereits drey Vorstellungen gab, so kann man die neue italiänische Oper doch erst seit der am 22. März Statt gehabten Vorstellung als vollkommen eröffnet betrachten. Die erste Vorstellung, welche schon am 13. d. Statt hatte, war gleichsam nur ein Vorkosten des herrlichen Genusses, welcher den Musikliebhabern in diesem Jahre bereitet ist. Die Sänger waren von der weiten Reise, die sie aus Neapel über die Alpen bis zu uns gemacht hatten, noch nicht völlig ausgeruhet; der Übergang aus der milden Luft Italiens in unser rauheres Klima, welches gerade in den ersten Tagen des März eine für die Brust und Stimme ziemlich ungünstige Temperatur angenommen hatte, blieb nicht ohne allen Einfluß auf die Zartheit der italiänischen Organe. Mad. Fodor-Mainville erlitt eine heftige Halsentzündung, von welcher sie noch nicht gänzlich geheilt war, als sie zum zweyten Male auftrat. Aber sie erlag gleich in der ersten Scene der Erschöpfung ihrer Kräfte, und mußte krank von der Bühne weggebracht werden. Das Publicum erwartete ruhig den Ausgang dieses unangenehmen Vorfalles, welcher das gehoffte Vergnügen dieses Abends zu vereiteln drohte. Obwohl ein großer Theil der Zuschauer schon um 5 Uhr in's Thea-

ter geeilt waren, um sich guter Plätze zu versichern, so erlaubte sich doch Niemand eine den öffentlichen Anstand verletzende Ausfertigung des Unwillens oder der Ungebuld über die Unterbrechung der Vorstellung. Das ganze zahlreich versammelte Publicum harrete mit preiswürdiger Gelassenheit ungefähr eine halbe Stunde in Ruhe auf seinen eingenommenen Plätzen, bis es entschieden wäre, ob der Zustand der Mad. Fodor-Mainvielle die Fortsetzung der Oper gestatten würde oder nicht. Da letzteres der Fall war, so wurde nach fast einer Stunde endlich angekündigt, daß die Anwesenden ihre Eintrittsbillets für die nächste Vorstellung oder zur Rücknahme der Einlage bey dem Austritt erhalten würden. Jedermann bedauerte zwar die Unterbrechung der Vorstellung, aber mehr als dieß den Unfall, der die berühmte Sängerin getroffen hatte. übrigen wurde die Ordnung und Ruhe durch keine Art von Störung unterbrochen. Dieses schöne Beispiel der öffentlichen Anständigkeit und Ordnungsliebe gereicht dem Publicum der Kaiserstadt zum größten Lobe, und verdient als ein musterhafter Zug im Charakter der Bewohner Wiens bemerkt zu werden.

Erst am 22. d. konnte die Oper *Othello* von Rossini wieder gegeben werden. Mad. Fodor, obchon noch erschöpft, und von dem erwähnten Ereignisse bey der letzten Vorstellung bedeutend angegriffen, entschloß sich, zur Vorstellung mitzuwirken und so viele Musikstücke vorzutragen, als es ihre Kräfte erlaubten. So kam eine Opernvorstellung zu Stande, welche alles übertrifft, was man hier in neuerer Zeit Vortreffliches gehört hat. Die Musik der Oper *Othello*, von Herrn Rossini, ist bekannt. Sie gehört unstreitig unter die brillantesten italienischen Musikwerke. Unter den italienischen Sängern, welche in dieser Vorstellung auftraten, sind Herr Ambrogi und der bewunderte Tenorsänger Herr David, schon vom vorigen Jahre bekannt. Jener gab den Elmira, dieser den Roderigo. Man bemerkte mit Vergnügen, daß in ihren Stimmen keine nachtheilige Veränderung vorgegangen ist, und der überströmende Beyfall, welchen Beyde erhielten, bewies, daß der Enthusiasmus, welchen diese beliebten Sänger bey den hiesigen Gesangsfreunden erregt hatten, ebenfalls nicht abgenommen hat, wiewohl dießmahl drey neue Individuen um die Palme des Vorzugs wetteifernd, mit ihnen auftraten.

Diese sind, Herr Cicimara, ein guter Baritonist und als einer der trefflichsten Singmeister Italiens bekannt, welcher die Rolle des Jago gab. Dann Herr Donzelli, welcher eine der reinsten, klangreichsten und frischesten Tenorstimmen besitzt, die es geben dürfte. Endlich Mad. Fodor-Mainvielle, nicht nur die erste, sondern man kann sagen, die einzige Sängerin ihrer Art. Diese Virtuofinn des Gesanges, welche nach einander Petersburg, Paris und London, eben so wie Venedig und Neapel zu Zeugen ihrer Unübertrefflichkeit hatte, zeichnet sich durch das klangreichste und grandioseste, dabey zugleich angenehmste Organ aus. Dieser ihr Vorzug konnte den Kennern der hiesigen Musikfreunde nicht entgehen. Schon ihr erstes Gesangsstück gab ihnen hohen Werth zu erkennen, und übertraf die gespannte Erwartung. Der unermessliche Beyfall, welcher der herrlichen Sängerin das Entzücken und die Bewunderung des gesammten Publicums verkündigte, schien sie gleichsam zu beleben und zu erfrischen, so daß sie mit ausharrender Kraft fast alle Gesangsstücke ihrer großen Rolle (der Desdemona) vortrug, und zu Ende des dritten Actes sogar das rührende Gebeth, das der bezaubernden Romanze mit Begleitung der Harfe folgte, wiederholte, und sich dadurch den feurigsten Dank des Publicums verdiente, welches in Erwägung ihres noch schwächlichen Zustandes die Discretion bewiesen hatte, das Verlangen der Wiederholung kaum laut werden zu lassen. Bey solchem Gesange ist das Verlangen der Wiederholung so natürlich, daß man eigentlich wünschen möchte, eine solche Melodie gleichsam verkörpern und festhalten zu können. Dafür war aber auch das Entzücken um so größer, als die Sängerin dem allgemeinen Wunsche gleichsam freiwillig entgegen kam, und die Zauber dieses Vortrages noch einmal vernehmen ließ, woben man recht klar den unschätzbaren Werth dieser Sängerin erkannte, welcher nicht bloß in ihrer unvergleichlichen Stimme, sondern auch im Geschmack ihres Vortrages besteht, der die Vorzüge der italienischen und französischen Methode auf originelle Weise höchst lieblich vereinigt. Gerne bezeugte man den so vortrefflichen Individuen theils am Schluß der

Oper, theils schon in den Zwischenacten einzeln, und in Gesamtheit die Ehre des Hervorrufens.

Da wir hier nicht in das Detail der einzelnen Gesangstücke eingehen können, so wollen wir nur einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen. Man muß der Administration die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie heuer noch reichlicher als im vorigen Jahre für das öffentliche Vergnügen gesorgt hat, indem sie außer *Am brogi* und dem Lieblinge *David*, auch einen *Ciccimara*, einen *Donzelli* und eine *Fodor* kommen ließ. Die Hauptstimmen könnten nun schwerlich trefflicher besetzt seyn, und da Wien durch seinen musikalischen Kunstsin sich so sehr auszeichnet, so wird diese Gelegenheit, die besten Muster zu hören, und zu studieren, für die Cultur unserer einheimischen Talente nicht ohne Früchte bleiben.

An das geehrte Publicum.

Es ist mir unmöglich Wien zu verlassen, ohne von den edlen Bewohnern der Kaiserstadt Abschied zu nehmen und den herzlichsten Dank auszusprechen, den ich einem eben so nachsichtsvollen als kunstsinigen Publicum schulde, welches mit huldvoller Nachsicht Zeuge meines ersten Vetreten der dornenvollen Künstler-Laufbahn war, das durch aufmunternden Beyfall die Jagende zum Fortschreiten ermuthigte, so oft den Willen für die That nahm und das Gelingen jederzeit laut und ehrend anerkannte; ich wähle daher diesen Weg, um dem Gefühle meiner Brust Worte zu geben und Wiens edle Bewohner zu versichern, daß ich mit dankerfülltem und gerührten Herzen von Ihnen scheid, daß mich das Andenken an Ihre Huld und Gnade überall begleiten und zu meinen süßesten Erinnerungen gehören wird.

Wien, den 23. März 1823.

Wilhelmine Schöber.

Ankündigung.

Bei dem bevorstehenden Vierteljahrskuffe dieser Zeitschrift werden die H. H. Abnehmer eingeladen, die Vorausbezahlung auf das künftige Vierteljahr zeitig genug zu erneuern, um keine Verzögerung in der Übersendung derselben zu erleiden. *Dinstags*, *Donnerstags* und *Sonntags* erscheint jedes Mal wenigstens ein halber Bogen Text, und wöchentlich am Donnerstag ein von Hrn. Phil. von *Stubenrauch*, Costumdirector der k. k. Theater, gezeichnetes und colorirtes Modenbild, moderne Frauen- und Männer-Kleidertrachten und Damen-Coeffüren darstellend. Der Jahrgang besteht aus vier Heften, deren jedes mit Titel, Register und Umschlag versehen ist.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern vierteljährlich 15, halbjährlich 30 und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modenbilder 7, halbjährlich 14 und jährlich 28 fl. W. W., und ist in der Verlags-Handlung des Hrn. Anton *Strauß* (Dorotheengasse Nro. 1108) zu entrichten. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modenbilder vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Obersthofpostamts-Hauptzeitungs-Expedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden, und vierteljährlich 18 fl. 30 kr., halbjährlich 33 fl. und jährlich 66 fl. W. W. vorausbezahlen.

Einzelne Modenbilder kosten in der Handlung zum goldenen Stern am Petersplatz 1 fl. W. W.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modenbilder um die bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Hrn. Carl *Verold* in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen und der bisherigen sieben Jahrgänge auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Herausgeber und Redacteur: *Joh. Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.